

Der Mutter Lied [Schluss]

Autor(en): **Keller, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 49

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648684>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 49
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
3. Dezember
1932

Ein Blatt für heimliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Frauenwünsch.

Von Irmela Linberg.

Wir, die wir mitten in Kampf und Getümmel stehen,
Im Rattern der Räder das Steuer der Arbeit drehen,
Wie bangt uns zuweilen nach starken schirmenden Händen,
Die Grau des Alltags in feiernde Schönheit wenden!

Mit fehnigen Fingern meistern wir die Maschinen
Und zwingen sie herrisch, doch — uns verlangt es zu dienen,
Und sommerfelig zu wehen wie junge Birken,
Und Kinder zu streicheln und mütterlich sorgend zu wirken.

Unsere Hände, die straff an den Hebeln der Werke schalten,
Wie möchten sie sanft sich um andere Hände falten,
Wie schnehen sie sich, entspannt ins Dunkel zu träumen,
Nicht mehr zu tasten, zu haften, sich aufzubäumen.

Wir müssen herrschen, und uns verlangt es zu dienen — —
O dürften wir doch gleich honigtragenden Bienen
Ausbauen Zelle um Zelle und Heimat geben,
Im Stillen, abseits, erfüllend ein Frauenleben!

Der Mutter Lied.

Erzählt von S. Keller.

Frau Elisabeth hatte ihrem Manne schon vorher alles geschrieben und nun die Begegnung in Ferrara natürlich auch noch und erwartete nun mit Ungeduld seine Antwort. Ihr hangte zwar ein wenig davor, denn sie wußte, daß ein Frauen- und Mutterherz und Vaterstolz nicht immer gleich denken.

Doch er schrieb ihr gut und lieb, er überlasse alles ihrem klaren Kopf und ihrem guten, gerechten Herzen und er sei sicher, daß ihre Entscheidungen und Anordnungen zu aller Segen ausfallen werden. Am liebsten wäre er ja selbst gekommen, doch sie wisse, daß das jetzt auf Weihnachten leider ganz unmöglich sei.

So kam es, daß in der zweitletzten Woche vor Weihnachten im schlicht mit weißen Nellen und Tanngrün geschmücktem Krankenzimmer die arme, tapfere Florina vor Geseß und Kirche Walter Golders rechtmäßige Frau wurde. Der italienische evangelische Pfarrer, der mit den Behörden auf gutem Fuße stand, hatte alles angeordnet und eine rasche Ziviltrauung erwirken können.

Walter, der noch immer schwach und nicht ganz fieberfrei war, und daher nur das Bett, nicht aber das Zimmer verlassen konnte, war erst bestürzt gewesen über der Mutter Entscheid, dann schien es ihm aber auch ganz recht zu sein. Ja, als er Florina wieder und sein herziges Kind zum erstenmal gesehen hatte, da konnte man sogar Freude aus seinem Gesichte lesen und der Mutter dankte er warm, daß sie so resolut und kurz entschlossen alles auf diesen sicher guten Weg geleitet habe, und auch dem Vater schrieb er zum erstenmal einige herzliche Worte.

Als der Pfarrer diesen Bund mit schlichten und passenden Worten eingeseget hatte, erklang draußen vor der Türe feierlich, auf einer Violine gespielt, Handels Largo, und darauf sang ein Quartett — es waren Sängler aus der protestantischen Gemeinde — einfach und innig:

„Mi prendi per la mano.

So nimm denn meine Hände.“

Mutter und Sohn sahen sich bewegt und voll Verstehen in die Augen und dankten dann den Freunden herzlich für diese liebe Ueberraschung.

Die junge Frau Florina kehrte darauf noch für einige Tage nach Ferrara zurück, um sich von hier ganz loszulösen und alles bereit zur Abreise aus Italien zu machen.

Angelina war seit der Hochzeit als liebes Pflegetöchterchen im Hause des Pfarrers aufgenommen worden und kam jeden Tag für ein kleines Besuchlein mit Frau Hanna in die Klinik. Walter konnte sich noch nicht recht in seine Vaterwürde finden; er schien eher der Kleinen großer Bruder zu sein als ihr Vater. Zuerst war er verlegen, wenn sie ihn Papa nannte. Aber von Tag zu Tag freute er sich immer mehr auf ihren Besuch und erwartete den Augenblick mit Ungeduld, wo das kleine Feelein zur Türe hereingehuscht kam, mit kleinen leichten Schritten sich seinem Bette näherte, ihn ernst und mitteilsvoll mit ihren dunklen Sternenaugen ansah und, von der Großmutter zu ihm hinaufgehoben, einen Kuß auf seine Stirne drückte und mit einem lieben Stimmchen fragte: „Sei ancora ammalato, povero babbo?“

Für Frau Elisabeth war Angelinas Kommen immer wie das Erscheinen eines wirklichen Engleins. Sie konnte Gott nicht genug danken, daß er aus all dem Jammer und der Schuld ein solch süßes Blümlein erstehen und ihnen allen zum Licht werden ließ. Sie hatte aber auch ihre stille Schwiegertochter schon ins Herz geschlossen.

Florina, als sie wieder von Ferrara zurück war, nahm der Schwiegermutter nun fast die ganze Pflege ab. So konnte Frau Elisabeth ausruhen, und, was ihr noch wichtiger schien: die jungen Eheleute konnten allein bleiben.

Erst war noch eine Fremdheit zwischen ihnen. Florina verrichtete still und fast scheu ihre Dienstleistungen, doch immer mit einer liebevollen und zarten Rücksichtnahme. Walter tat das ruhige Wesen seiner jungen Frau wohl, die seine gute, aufopfernde Mutter so gut ersetzen wollte, und nach und nach mischte sich in die Dankbarkeit gegen sie eine herzliche Anhänglichkeit und eine stillwachsende wirkliche Zuneigung. Dieses Gefühl, das er bis jetzt noch nicht gekannt, denn bis daher hatte ihn nur Leidenschaft und Sinnenfreude zu den Frauen gezogen, dieses Gefühl machte aus ihm mit der Krankheit einen ganz andern Menschen: ruhig, männlich, reif. Seine Mutter, die das geänderte Wesen sofort erkannte, war ungemein glücklich darüber, und Florina, nicht weniger glücklich, wurde zutraulich und oft sogar heiter und verkürzte mit ihrer sonnigen Wärme ihrem kranken Manne die langen Wintertage.

Am Sonntag vor Weihnachten, als die ganze kleine Familie zusammen saß im Krankenzimmer, sagte Walter unvermittelt:

„Mutter, ich hätte einen Weihnachtswunsch, einen einzigen, aber dafür umso größern.“

„Was ist's denn?“ ermunterte Frau Elisabeth, die in ihrem feinen Mutterfönn den Wunsch schon erkannte.

„Daheim sein an Weihnachten, o daheim!“ brachte Walter mit einer Stimme hervor, aus der langverstecktes, unbändiges Heimweh zitterte.

„Ja, daheim sein an Weihnachten“, wiederholte die Mutter langsam, und auch in ihren Augen blinkten Sehnsuchtslichter auf, „ich denke ja Tag und Nacht daran, mein Kind, aber der Arzt will es nicht erlauben.“

Ach, sie hatte ja so gehofft, auf die Festzeit zu Hause zu sein mit ihren Kindern, bei ihrem einsamen Mann, dessen Langezeit aus jedem seiner Briefe lauter sprach. Sie wollte und durfte aber nichts erzwingen, denn der Professor hatte ihr deutlich genug gesagt, eine verfrühte Reise könnte Walters Tod oder langes Siechtum bedeuten.

Von diesem Sonntag an wurde Walters Sehnsucht immer mächtiger, und mit Vernunftsgründen richtete man nichts mehr aus. Er war wie ein Mensch, der in stehendem Sonnenbrand herumgeirrt und sich nun plötzlich vor einem Brunnen sieht. Was nützt es, dem Verschmachtenden zu sagen: du trinkst daraus den Tod, wenn du nicht warten kannst?

Das so lange zurückgedämmte Heimweh, das mit aller Wucht nun zum Ausbruch kam, tat Walter nicht gut; es trieb seine Fieber wieder in die Höhe. So beschloß man denn doch, die Reise zu wagen; auch die Aerzte sahen ein, daß das für den Kranken das Beste sei, der nur so aus der Aufregung herauskomme.

Sobald das Fieber wieder gesunken war, wollte man reisen. Walters Zustand verbesserte sich auffällig, als er von der Erfüllung seines brennenden Verlangens hörte.

Die guten Pfarrersleute erwiesen sich auch bei den Vorbereitungen zur Abreise als die sorgenden, sich um alles kümmernden Freunde.

Der Abschied von der Stadt, wo sie in kurzer Zeit so viel erlebt und nebst ihrem verlorenen Sohn andere liebe Menschen gefunden, schmerzte trotz der Freude auf die Heimkehr Frau Elisabeth. Die Pfarrersleute, denen die Trennung auch nahe ging, versprachen von Herzen gerne, sie im nächsten Sommer während ihrer Schweizerferien aufzusuchen.

Und nun rastete der Schnellzug mit der kleinen Familie durch die Nacht der Heimat zu.

Der Heimat zu!

Dies Wort galt auch für Florina und ihr Kind. Ihrem neuen, nie gekannten Heimatlande zu, in ein gutes Heim, wo sie beisammen bleiben konnten, von lieben Menschen umgeben. Wie ein unwirklicher Traum kam das Erlebte und die Zukunft der jungen Frau vor. Wohl tat ihr der Gedanke weh, von ihrem Vaterland für immer Abschied zu nehmen, von dem sie, trotz schwerer Zeiten, auch viele liebe Erinnerungen mitnehmen konnte, Erinnerungen an ihr kleines, bescheidenes Vaterhaus in einem kleinen Dorfe, wo sie bis zum frühen Tod ihrer guten Eltern eine heitere Kindheit verlebt; weh tat es ihr auch, die braven Leute, die sie nachher fand und die sie in ihren kummervollen Zeiten mit einfachen, gütigen Verstehen umgaben, auf immer zu verlassen. Aber der Gedanke, daß ihr Kind nun in einem geordneten Hause, inmitten der elterlichen und großelterlichen Liebe aufwachsen dürfe, und daß auch ihr selbst die warme Liebe nicht fehlen werde, leuchtete immer wieder wie ein großes Licht in den Trennungsschmerz hinein.

Dunkel lag das Land da und fast sternenlos, durch das der saufende Nachtzug sie trug. Sie und da ein Halt in erleuchteter Bahnhofshalle, dann rastete er wieder weiter. Schon glänzte in der Ferne eine ungeheure Lichterfugel auf: Mailand. Eine Stunde Aufenthalt, ohne umzusteigen. Angelina schlief süß und ruhig auf der Polsterbank, die für sie zu einem weichen Bettlein zurecht gemacht worden war. Auch Walter war so bequem und gut als möglich gebettet in dem für sie allein reservierten Abteil. Oft schien er zu schlummern, dann aber öffnete er wieder seine fieberhaft glänzenden Augen, und man merkte ihm an, daß die saufende Fahrt für seine Sehnsucht noch zu langsam ging. Voll Dankbarkeit blickte er seiner jungen Frau in die dunklen, schönen Augen, die sich sorgend um ihn bemühte, um ihm die lange, anstrengende Reise so gut als möglich zu erleichtern.

Frau Elisabeth fühlte sich müde, müde. Jetzt begann die Reaktion auf ihre Aufregungen und auf ihre aufopfernde Pflege. Doch war sie ruhig und glücklich dabei. Immer wieder mußte sie danken, daß sich alles auf so wunderbare und doch so einfache Weise zum Guten gewendet, und daß davon auch ihr selbst Glück und Freude wurde.

Schon näherte man sich der Grenze, wo die Zoll- und Passrevision begann. Dann saufte der Zug in das schwarze, unheimliche Loch hinein, das sie für eine halbe Stunde verschluckte. Und dann: Heimatboden! Weißer, schneeiger Weib-

nachtsgruß der Berge und Täler und darüber hell und still der Morgenstern!

Der Tag beginnt zu dämmern. Aus den verschneiten Dörflein blinken schon die ersten Lichter auf ...

Langsam und zögernd, als wollte er sich von der rasenden Fahrt noch schnell erholen, fährt der Zug in die Bahnhofshalle ein. Und da ist der Vater, der mit einem Auto wartet. Still und bewegt zugleich begrüßt er seine Gattin und seine Schwiegertochter mit Entlein, die sie ihm liebevoll zuführt. Dann steht er erschüttert vor seinem heimgekehrten Sohn.

Hat die Mutter nicht gesehen, daß sie ihn zum Sterben heimgebracht? fährt ein scharfer Schmerz durch sein Herz bei des Sohnes Anblick. Wortlos beugt er sich zu ihm nieder und drückt einen Kuß, der die Vergebung in sich trägt, auf seine Stirne. Walter umarmt den Vater, der so gealtert, daß er ihn kaum erkannte, mit seiner schwachen Kraft und dankt ihm still auf diese Weise.

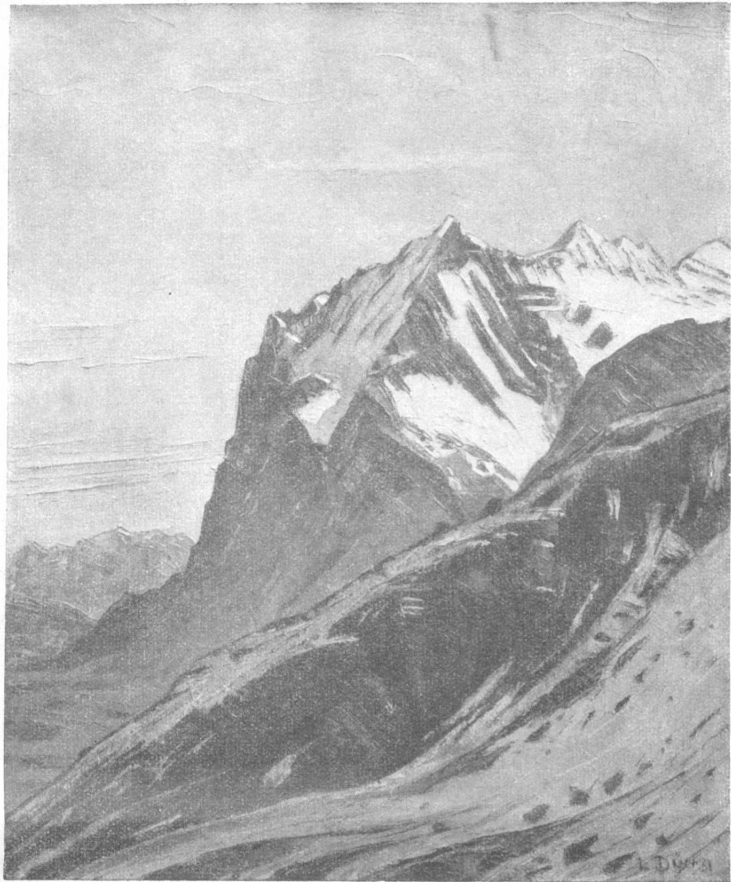
Die treue Magd hat das Vaterhaus, das den verlorenen Sohn empfängt, weihnachtlich geschmückt und bekränzt. Ueberall grünen Tannenzweige, die das ganze Haus mit frischem Waldesduft hurchziehen.

Walter liegt in seinem Bett. So geborgen, so glücklich, so wunschlos wie jetzt fühlte er sich nie in seinem Leben. Denn erst, wenn man lang im Dunklen herumgeirrt, erkennt man die Kraft des Lichtes recht.

Neben Walters Zimmer steht eine geräumige, helle Stube für seine junge Frau und sein Kind bereit. Borerst aber, bis Walter sich von der Anstrengung der Reise erholt, soll Angelina, oder Engelein, wie man sie hier auf deutsch nennt, in Vaters und Tantes Kinderbettchen neben den Großeltern schlafen.

Nach einem kurzen, festen Stärkungsschlaf erhebt sich Florina erfrischt und ordnet ihre und des Kindes mitgebrachten Sachen in ihrer neuen Heimat ein. Dann hilft sie Breneli, während dem Walter noch schlummert. Erst schaute die alte Magd die junge Italienerin recht kritisch und mißtrauisch an. Doch deren freundliches, bescheidenes Wesen entwaffnete sie bald und öffnete ihr gerades, gutes Herz der Fremden entgegen. Mit dem Sprechen allerdings happerte es. Wohl sprach Florina ein wenig deutsch, denn seitdem sie Walter kannte, hatte sie sich nach Möglichkeit darin geübt, doch dieses Italienisch-Deutsch war nicht Brenelis Deutsch, und so war zuerst meist die Zeichensprache zwischen den beiden Trumpf. Florina machte aber rasch gute Fortschritte und konnte sich bald gut verständlich machen in der deutschen Umgebung.

Nach einem langen, wenn auch leichten Schlaf, fühlte sich Walter am Weihnachtsmorgen leicht gestärkt. Den Pfarrer, der sich inzwischen an seinen leidenden Anblick gewöhnt, schien das Aussehen seines Sohnes nicht mehr so zu erschrecken wie bei der Ankunft, und er beruhigte sich auch damit, daß das gestrige schwerranke Aussehen der langen Reise zuzuschreiben sei. Doch trotzdem konnte er sich

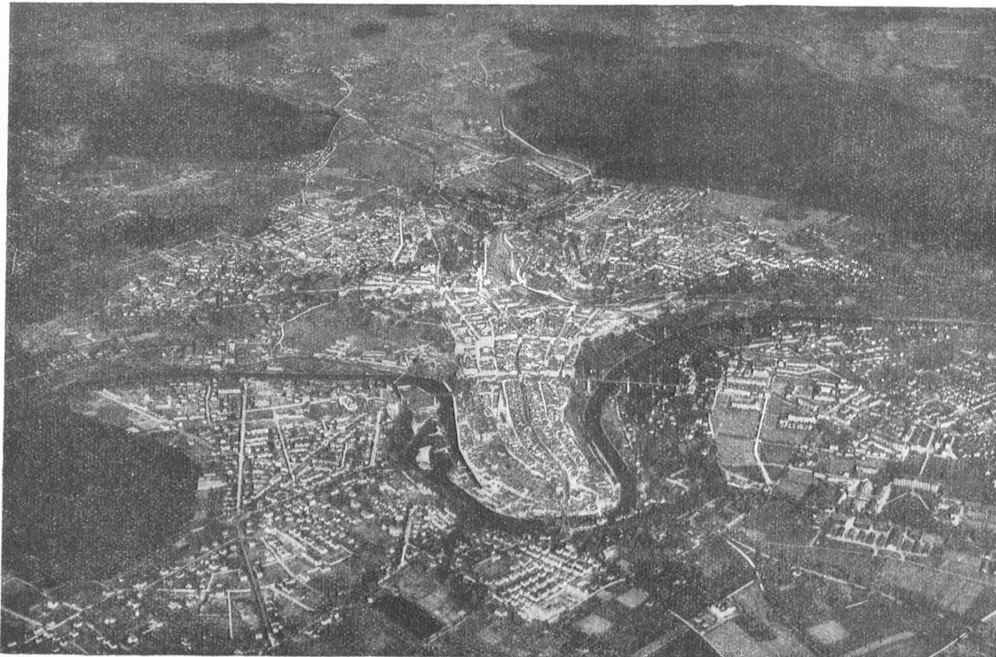


Louis Dürr, Kunstmaler: Wetterhorn vom Eigergletscher aus gesehen.

nicht darüber hinwegtäuschen, daß von seinem einst so blühenden, gefunden Sohne nur noch eine Ruine übrig geblieben war. Das zog sein Vaterherz in heißem Weh zusammen. Sein Freund und Hausarzt, der Walter untersucht hatte, sagte das gleiche, wie die italienischen Aerzte: Schonung und Ruhe. So wird sich nach und nach der früher so kräftige Körper wieder stärken können, der allerdings in den letzten Jahren, schon vor dem Schuß, recht heruntergekommen war.

Am Weihnachtsabend wurde auch im Pfarrhaus das Christfest mit Tannenbaum und Lichterglanz gefeiert. Walter konnte sogar im Lehnstuhl in das Wohnzimmer gebracht werden. Nach langen, bösen Jahren wieder einmal Heimat-Weihnachten! Er sagte kaum ein Wort, dafür erglänzten seine Augen in einem ganz eigenen Licht und sprachen den Eltern von seinem großen Dank und von seinem Glückseligkeit.

Klein-Engelein riß die blauen Sternenaugen weit auf beim nie gesehenen Anblick des brennenden Weihnachtsbaumes und war voller Seligkeit über Christkinds schöne Geschenke, die es glückstrahlend seiner Mutter zeigte; Florina genoß in stiller Ergriffenheit die sinnige, innige Schweizerweihnacht im Kreise ihrer lieben Menschen, die ihr alle mit so viel Wärme entgegenkamen und ihr die neue Heimat lieb machen wollten.



Bern, Fliegerbild aus 3000 Meter Höhe.
Aus „Gantner, Die Schweizer Stadt“ (Verlag Piper & Co., München).

Als der Pfarrer, wie alljährlich im Familienkreise, die Weihnachtsgeschichte vorlas, hielt er seine kleine, zierliche Enkelin auf den Knien, die ihm in der kurzen Zeit schon fest ans Herz gewachsen war und ihm die schöne, junge Zeit der Kindheit seiner zwei Kinder ganz vergegenwärtigte, denn seine Elsa und seine kleine Enkelin waren auch ihm durch die große Ähnlichkeit zu einem einzigen Menschen geworden.

Engelein wandte kein Auge vom Großvater und lauschte seinen Weihnachtsworten so andächtig, als verstünde sie, was sie bedeuteten. Daß durch sie selbst diesem Hause Heil widerfahren und sie, das uneheliche und arm geborene Geschöpflein, ein kleines, lichtbringendes Christkindlein war, das wußte sie selbst allerdings nicht.

Die Woche zwischen Weihnachten und Neujahr ging still vorüber. Florina war nun ihres Mannes einzige Pflegerin, da ihre Schwiegermutter in Haus und Gemeinde herum viel nachzuholen hatte. Die Pflege war jedoch nicht mehr mühsam, denn die Wunde war endlich vernarbt, und außer der Müdigkeit fehlte Walter nichts mehr, wie er selbst froh erklärte. Er durfte jetzt schon tagsüber ein Stündlein im Lehnstuhl sitzen. Er saß dann glücklich und zufrieden seiner jungen emigen Frau gegenüber, die ihre gewandten und geschickten Finger nie ruhen ließ. Wie war sie ihm unentbehrlich geworden! Die Krankheitszeit hatte aus dem leichtsten, sorglosen Menschen einen gereiften Mann gemacht, der die echten Werte des Lebens nun richtig zu erkennen wußte. Wie freute er sich auf die Zukunft, wo er dann seinen Mann zu stellen und seine Familie gut durchzubringen hoffte. Dann sollte Florina für die schwere Zeit und die Enttäuschungen, die ihr durch ihn entstanden waren, entschädigt werden, und auch die Flitterwochen, die sie sorgend am Krankenbette zugebracht, sollten herrlich und schön nachgeholt werden. Sobald er gesund und kräftig war,

geschwächten Herzen und den auch nicht starken Nerven un-
gut zu.

Der Hausarzt, der seinen alltäglichen Besuch bei ihm gemacht hatte, war über die Kräfteabnahme, die er heute beim Kranken konstatieren mußte, sehr erschrocken. Daran war nicht nur der Föhn schuld, sondern das war hauptsächlich die von ihm schon seit der Ankunft gefürchtete Wirkung der Aufregungen, die die lange Reise und dann erst recht die Heimkehr in das verschlossen gewesene Vaterhaus verursacht hatten.

Für das heftig pochende Herz und die unruhigen Nerven machte der Arzt beruhigende Einspritzungen. Den Angehörigen verschwieg er sein Erschrecken; er sagte ihnen nur, daß das Herz ein wenig schwächer geworden sei und daß er morgen, um es zu stärken, die Einspritzungen wiederholen werde. Er wollte sie nicht mehr ängstigen als nötig war; helfen konnten sie ja doch nicht.

Des Doktors Beruhigungsmittel wirkten: Walter schlief bald ein und erwachte erst gegen Abend wieder. Er fühlte sich leicht und wohl wie noch nie, sagte er glücklich und freute sich, morgen mit seinen Lieben einen schönen Jahresanfang feiern zu können. Wenn er die Nacht durch wieder so gut schlafte, dann werde er das festliche Neujahrseffen sogar mit ihnen am Familientisch einnehmen können.

Dann bat er auf einmal die Mutter: „Spielst du mir zum Jahresende noch dein Lied, unser Lied? Florina kann es ja nun auch singen, und vielleicht hilft Vater auch mit?“

Engelein trippelte hinter den Großen her auch mit ins Wohnzimmer, um mitsingen zu helfen, was es mit seinem feinen Stimmchen stets gerne tat.

So blieb Walter allein. Durch die geöffneten Türen drang vom Wohnzimmer her ein heller, freundlicher Schein in sein matterleuchtetes Krankenzimmer. Draußen in der

wollte er redliche Arbeit leisten und so das Versäumte nachholen und seinem Leben einen richtigen Inhalt geben. Bis eine solide Existenz gegründet war, konnten Frau und Kind bei seinen Eltern bleiben, die überhaupt noch nicht an eine Trennung zu denken wagten, die das Pfarrhaus leer und einsam machen würde.

Der letzte Tag des Jahres war eingezo-
gen und hatte mit Föhn und Regen schnell den Weihnachtsschnee hinweggeräumt. Walter blieb den ganzen Tag im Bett, denn der Föhn setzte seinem

dunkeln Föhnwinden begannen die Gloden das alte Jahr auszuläuten.

Wie ein müdes Kind zum Nachtgebet, legte Walter seine Hände still ineinander und lauschte mit einem leisen Lächeln auf die lieben Töne, die der Mutter Lied in sein Zimmer trugen.

Unter diesen sanften Wellen und den Glodenstimmen draußen schlief er ganz ruhig und kampfslos ein. So fanden ihn die Seinen, die erst glaubten, er sei nur eingeschlummert. Dann wußten sie, daß der Heimgekehrte wieder von ihnen gegangen, aber nicht mehr ins Verlorene, sondern in die wahre Heimat. (Ende.)

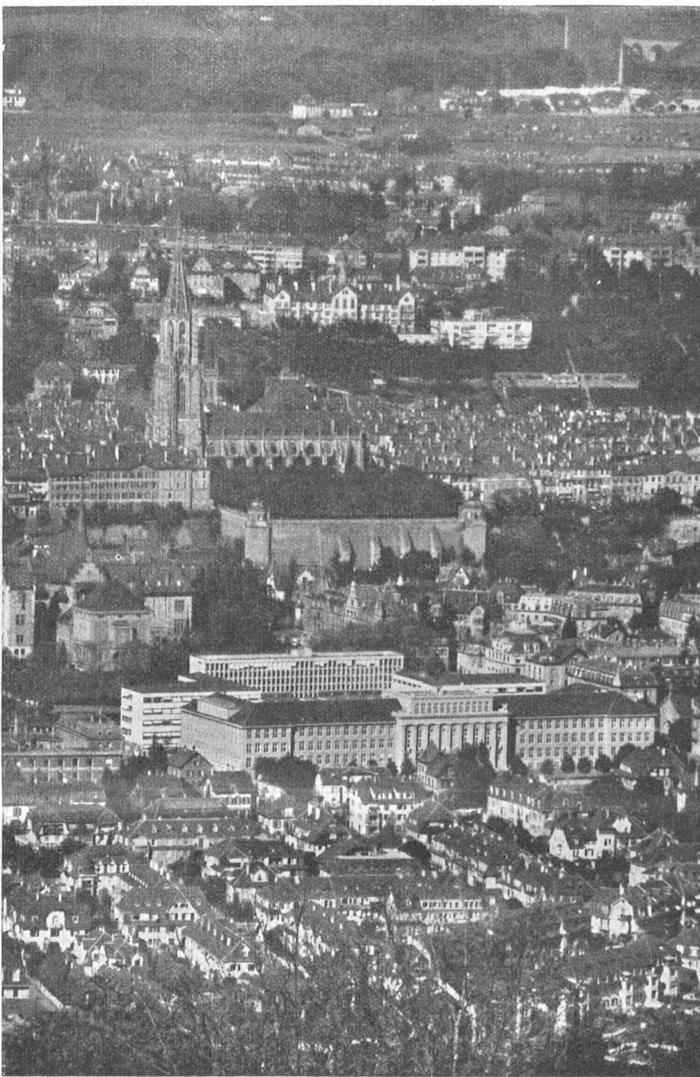
Soll Bern Großstadt werden?

Die Behörden der Stadt Bern haben sich entschlossen, Bern Großstadt werden zu lassen. Sie haben im Wettbewerb für einen „Allgemeinen Erweiterungsplan der Stadt Bern und ihrer Vororte“ Fr. 80,000 als Preissumme ausgesetzt für die besten Lösungen des Bebauungsplanes eines Stadt Bern von 250,000 Einwohnern.

In den letzten 30 Jahren hat sich die Einwohnerzahl von Bern ungefähr verdoppelt. Die andern großen Städte der Schweiz zeigen dieselbe Entwicklung. Diese Vergrößerung ist nicht vor allem auf natürlichen Bevölkerungszuwachs zurückzuführen, sondern in erster Linie auf Zuwanderung. Es ist deshalb nicht unmöglich, daß trotz Geburtenrückgang, wie ihn in der letzten Zeit auch die Schweiz zu verzeichnen hat, diese rasche Größenentwicklung der Schweizerstädte anhält. Wir freuen uns deshalb, daß unsere Stadtbehörden diese mögliche Entwicklung ins Auge fassen. Wir freuen uns, daß sie sich als Erben des planvollen Städtebaugedankens, wie ihn kaum eine Stadt des Kontinentes reiner verkörpert als das alte Bern, ihrer Aufgabe bewußt sind, und daß sie, was fast 100 Jahre nicht mehr geschehen ist, diese gesunde städtebauliche Tradition mit neuzeitlichen Mitteln weiterzupflegen gedenken. Das städtebauliche Ansehen, welches die Stadt Bern des 17. und 18. Jahrhunderts genießt, rechtfertigt es, keine Mittel zu scheuen, aus der Stadt Bern des 20. Jahrhunderts wiederum ein Musterbeispiel kulturbewußten Städtebaues zu machen.

Die Zuwanderung zur Stadt, wie wir sehen die Hauptursache der städtischen Bevölkerungszunahme, ist an eine Bedingung geknüpft: an die wirtschaftliche Prosperität der Stadt. Die neue Heimat muß dem Uebersiedler bessere Lebensbedingungen bieten können als die alte, wenn er sein Heimwesen oder sein Kleingewerbe im Dorfe verlassen soll. Diesen ursächlichen Zusammenhang zwischen Zuwanderung und wirtschaftlicher Entwicklung beweist — im umgekehrten Sinne —, unser von der wirtschaftlichen Depression besonders heimgesuchter Nachbar Deutschland: die Städte verzeichnen starke Abwanderung aufs Land.

Wie steht es mit der wirtschaftlichen Prosperität Berns? Sind nicht die kaum verhaltenen Lohnabbau-Diskussionen im Bundeshaus eine ernste Mahnung, daß für Bern, der Stadt des Mittelstandes und des Beamtentums, schlechtere Zeiten bevorstehen? Wird da nicht die zwar möglich befundene starke Vergrößerung Berns zum mindesten fraglich? Es ergibt sich daraus für die verantwortlichen Behörden die Aufgabe, nicht nur Idealpläne aufstellen zu lassen, die wirt-



Bern, Münster und Landesbibliothek.

schaftliches Wohlergehen zur Voraussetzung haben, sondern auch den umgekehrten, heute leider zeitgemäheren Fall der wirtschaftlichen Depression zu berücksichtigen, die Schaffung von Lebensraum vorzusehen für den, den die Stadt nicht mehr zu ernähren vermag.

Ist es überhaupt erwünscht, daß Bern Großstadt wird? Genaue statistische Errechnungen haben ergeben, daß die günstigste Größe einer Stadt bei einer Einwohnerzahl von rund 100,000 liegt. Nicht nur bietet sie dem Bewohner die vorteilhaftesten Wohnbedingungen, sondern eine Stadt von dieser Größe stellt auch den günstigsten kommunalen Verwaltungskörper dar. Keine zwingenden Gründe sprechen dafür, daß Bern diese günstige Größe aufgeben, daß es sich auf Kosten seines Hinterlandes, aus dem es seine Regenerationskräfte schöpfen muß, vergrößern soll.

Es gibt heute ein städtebauliches Mittel, das ermöglicht, Entwicklungskräfte, die die Stadt nicht mehr genügend zu verwerten vermag, in fruchtbare Kanäle zu lenken: Dies Mittel ist die Landesplanung.

Durch die wirtschaftliche Not in den Alpentälern und im Jura, durch den Rückgang des Fremdenverkehrs, durch die schwierige Lage der Landwirtschaft — Symptome